

(Nachdruck verboten.)

131

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Von da an pflegte Saccard mit Hamelin jeden Morgen lange Beratungen zu haben. Waren die Hoffnungen weitumfassend, so stellten sich die Schwierigkeiten zahlreich und ungeheuer groß entgegen. Der Ingenieur, der im Jahr 1862 zufällig dem schauerlichen Gemetzel angewohnt hatte, welches die Drusen unter den christlichen Maroniten anrichteten und wodurch Frankreichs Einnischung nötig wurde, verhehlte die Hindernisse nicht, auf die man bei diesen einander immer bekämpfenden und der Willkür der Ortsbehörden überlieferten Völkerschaften stoßen müßte. Indessen hatte er in Konstantinopel mächtige Beziehungen; er hatte sich der Beihilfe des Großveziers Suad Pascha versichert, eines hochverdienten Mannes und ausgesprochenen Anhängers der Neuerungen. Von ihm hoffte er alle nötigen Konzessionen zu erlangen. Andererseits, obwohl er den unausbleiblichen Bankerott des ottomanischen Reiches voraus sagte, sah er in seinem schrankenlosen Geldbedürfnis, in diesen Jahr für Jahr auf einander folgenden Anlehen eher einen günstigen Umstand. Eine Regierung in Geldnöten, die keine persönlichen Bürgschaften darbietet, ist stets bereit, mit Privatunternehmern zu unterhandeln, sobald sie den geringsten Gewinn dabei findet. War das nicht eine praktische Art, die ewige und lästige orientalische Frage aus dem Wege zu räumen, wenn man die Pforte an großen Kulturfördernden Arbeiten beteiligte und nach und nach dem Fortschritt entgegenführte, damit sie nicht mehr eine ungeheuerliche Schranke zwischen Europa und Asien bilde? Welch herrliche vaterländische Rolle würden da die französischen Gesellschaften spielen!

Eines Morgens nahm Hamelin mit aller Ruhe das geheime Programm in Angriff, auf welches er bisweilen anspielte und das er scherzhaft die Krönung des Gebäudes nannte. „Wenn wir dann die Herren sein werden,“ sagte er, „dann richten wir das Palästinische Reich wieder ein und setzen den Papst an dessen Spitze. . . . Zuerst wird man sich mit Jerusalem begnügen können, nebst Jassa als Seehafen. Dann wird Syrien unabhängig erklärt werden und dem Reiche einverleibt. Sie wissen, daß die Zeiten nahe sind, an denen das Papsttum nicht mehr in Rom bleiben kann, wegen der empörenden Demütigungen, die man ihm bereitet. Auf diesen Tag müssen wir bereit sein.“

Mit offenem Munde hörte Saccard, wie Hamelin diese Dinge mit ruhiger Stimme aussprach, als Katholik mit tief eingewurzeltstem Glauben. Er scheute zwar auch nicht vor tollen Phantasiebildern zurück, aber so weit hätte er sich nie verstiegen; dieser Mann der Wissenschaft, der so kaltblütig dreinsah, verblüffte ihn.

„Das ist ja Tollheit!“ rief er, „die Pforte giebt Jerusalem nimmermehr her!“

„O, warum nicht!“ erwiderte Hamelin gefaßt, „sie steht ja in solcher Geldnot! Jerusalem ist ihr lästig, sie wird es gerne preisgeben. Oft weiß sie nicht, wo hinaus zwischen den verschiedenen Konfessionen, die sich um den Besitz der heiligen Orte streiten. . . . Zudem hätte der Papst in Syrien unter den Maroniten eine wirkliche Stütze. Sie wissen ja, daß er in Rom für ihre Priester ein eignes Kollegium errichtet hat. . . . Kurz, ich habe alles wohl überlegt und berechnet: damit wird die neue Ära beginnen, die Ära des siegreichen Katholizismus. Vielleicht wird man sagen, daß ich zu weit gehe und daß so der Papst aus dem Bereiche der europäischen Geschäfte hinausgedrängt wäre. Aber in welchem Glanz und in welcher Machtfülle wird er strahlen, wenn er inmitten der heiligen Orte thronet und von dem heiligen Lande aus, wo Christus einst sprach, im Namen Christi sprechen wird. Hier ist sein Patrimonium, hier muß sein Reich sein. . . . Sie können beruhigt sein, wir werden es mächtig und dauerhaft machen, dieses Reich; wir werden es vor den politischen Schwankungen schützen indem wir seinen Staatshaushalt auf einer großen Bank basieren, um deren Aktien die Katholiken des Weltalls sich reihen werden, wenn wir auf die reichen Silbquellen des Landes als Bürgschaft hinweisen.“

Saccard, der anfangs zu lächeln schien, ließ sich durch die Großartigkeit dieser Pläne hinreißen, ohne überzeugt zu sein; er konnte jetzt nicht umhin, die Bank zu kaufen, und verkündete fröhlich seinen neuen Einfall:

„Die Bank vom Schatze des heiligen Grabes, nicht wahr? Prädigt! Darin liegt das Geschäft!“

Als aber seine Augen dem ruhigen Blick Frau Karolinens begegneten, die ebenfalls lächelte, von Zweifeln erfüllt und sogar etwas ungehalten, da schämte er sich seiner Begeisterung.

„Gleichviel, mein lieber Hamelin, die Krönung des Gebäudes, wie Sie dies selbst nennen, werden wir vorläufig geheim halten. Vielleicht würde man uns auslachen. Und dann ist unser Programm schon so fürchterlich überladen, daß es gut sein wird, die äußersten Schlussfolgerungen, den glorreichen Abschluß für die Eingeweihten allein aufzusparen.“

„Selbstverständlich! Dies war immer meine Absicht,“ erklärte der Ingenieur, „das ist und bleibt das Geheimnis.“

Auf dieses Wort hin wurde an jenem Tage die Ausbeutung der Mappe mit den Plänen, die Verwirklichung der endlosen Reihe von Entwürfen endgültig beschlossen. Zuerst wollte man eine bescheidene Kreditanstalt gründen, um die ersten Geschäfte in Gang zu bringen. Dann wollte man mit Hilfe des Erfolges allmählich den Markt beherrschen und die Welt erobern.

Tags darauf, wie Saccard zur Fürstin Orvedo hinaufkam, um bezüglich des „Heims der Arbeit“ eine Weisung zu erbitten, da erinnerte er sich wieder an den Traum, den er eine Zeitlang gehegt hatte, der Prinzgemahl dieser Königin des Almofens zu sein, der bloße Verwalter und Verteiler der Millionen der Armen. Und er lächelte, denn jetzt fand er diesen Traum etwas einfältig. Zum Hervorbringen von neuem Leben war er geschaffen, nicht zur Heilung der Wunden, die das Leben geschlagen. Endlich, endlich würde er wieder auf seinem Arbeitsfeld stehen, mitten in dem Handgemenge der Interessen, mitten in jener Jagd nach dem Glück, aus welcher das Vorwärtsschreiten der Menschheit zu einer von Jahrhunderten zu Jahrhunderten größeren Freude und größeren Aufklärung sich ergibt.

An jenem Tage traf er Frau Karoline allein in dem Zeichenzimmer. Sie stand vor einem der Fenster, festgehalten durch das Erscheinen der Gräfin Beauwilliers und ihrer Tochter zu ungewohnter Stunde im Garten. Mit tieftrauriger Miene lasen beide Frauen einen Brief, wahrscheinlich einen Brief des Sohnes Ferdinand, dessen Lage in Rom wohl nicht glänzend war.

„Schauen Sie dorthin!“ sagte Frau Karoline bei Saccards Eintritt. „Wieder ein Kummer für diese unglücklichen Frauen. Die Bettlerinnen auf der Straße thun mir weniger leid.“

„Ach was!“ erwiderte Saccard fröhlich, „Sie müssen sie bitten, mich zu besuchen; auch sie wollen wir reich machen, da wir doch alle Welt bereichern werden.“

Und im Fieber seines Glücks suchte er ihre Lippen, um sie zu küssen. Mit rascher Bewegung hatte sie aber den Kopf zurückgezogen, ernst und bleich, wie von plötzlichem Unwohlsein ergriffen.

„Rein, ich bitte Sie darum.“

Es war das erste Mal, daß er ihr wieder näher zu kommen suchte, seitdem sie in einem Augenblick völliger Unzurechnungsfähigkeit sich ihm hingegeben hatte. Nachdem jetzt die ernstesten Geschäfte in Ordnung waren, dachte er auch an das Liebesglück und suchte in dieser Beziehung seine Lage zu klären. Deshalb war er über die lebhafteste, widerstrebende Bewegung etwas verwundert.

„Wirklich? Das wäre Ihnen unangenehm?“

„Ja, sehr unangenehm!“

Sie sagte sich und lächelte wieder.

„Nebrigens geben Sie mir zu, daß Sie gar kein Gewicht darauf legen.“

„Ach? Ich verehere Sie ja!“

„Rein, sagen Sie das nicht; Sie werden binnen kurzem sehr beschäftigt sein. Zudem versichere ich Sie, daß ich bereit bin, Freundschaft für Sie zu empfinden, wenn Sie der thätige Mann sind, den ich in Ihnen vermute, und wenn Sie alles Große vollbringen, was Sie versprechen. . . . Nicht wahr? Die Freundschaft ist doch viel besser!“

Er hörte ihr lächelnd zu, immer noch verlegen und un-
schlüssig. Jetzt wies sie ihn förmlich ab; es war lächerlich,
daß er sich nur einmal durch Ueberrumpelung ihrer bemächtigt
hatte. Aber seine Eitelkeit allein litt darunter.

„Also nur Freundschaft?“

„Ja! Ich will Ihr guter Kamerad sein, ich will Ihnen
helfen . . . Freunde wollen wir sein, gute Freunde . . .“

Sie hielt ihm die Wangen hin, und besiegt drückte er
zwei herzhafteste Küsse darauf. Er fand, daß sie recht hatte.

3.

Der von Sigismund übersehte Brief des russischen
Bankiers in Konstantinopel war der günstige Bescheid gewesen,
auf welchen Saccard gewartet hatte, ehe er die Angelegenheit
in Paris in Gang setzte.

Zwei Tage später kam ihm beim Erwachen die plötzliche
Eingebung, es müsse heute noch gehandelt werden, noch vor
der Nacht müsse das Konsortium gebildet sein, bei dem er die
fünfzigtausend Aktien zu fünfshundert Franken seiner mit
einem Kapital von fünfundzwanzig Millionen zu gründenden
Aktiengesellschaft zum voraus unterbringen wollte.

Als er aus dem Bette sprang, hatte er endlich den Namen
für diese Gesellschaft, das lange gesuchte Aushängeschild ge-
funden. Die Worte „Banque Universelle“ standen in dem noch
dunklen Gemach plötzlich in Flammenzügen vor ihm.

„Banque Universelle!“ wiederholte er immerfort beim
Ankleiden, „Banque Universelle“, das ist einfach und groß-
artig! Das umklammert alles, das bedeckt die Welt . . . Ja,
ja, vortrefflich . . . „Banque Universelle!“

Bis halb zehn Uhr durchmaß er in Gedanken vertieft
seine geräumigen Zimmer und fragte sich, wo er nun in Paris
seine Jagd nach den Millionen beginnen sollte. Fünf-
undzwanzig Millionen, die findet man am Ende hinter einer
Straßenecke! Ja, die Verlegenheit der Auswahl kostete ihn
das meiste Nachdenken; denn planmäßig wollte er zu Werke
gehen.

Er trank eine Tasse Milch und wurde nicht böse, als der
Kutscher mit der Meldung herankam, das Pferd sei wahr-
scheinlich infolge einer Erkältung nicht wohl, und es sei darum
vorsichtiger, den Tierarzt kommen zu lassen.

„Schon recht . . . Ich werde eine Droschke nehmen.“

Draußen auf dem Bürgersteig überraschte ihn der scharfe
Wind, der ihm entgegenblies: eine plötzliche Rückkehr des
Winters mitten in diesem gestern noch so milden Mai. Trotz-
dem regnete es nicht; große gelbe Wolken stiegen am Horizont
auf. Er nahm, um sich durch Laufen zu erwärmen, seine
Droschke und wollte sich zuerst zu Fuß zu Mazaud, dem
Wechselmakler in der Rue de la Banque, begeben, denn es war
ihm der Gedanke gekommen, diesen über Daigremont, jenen
wohlbekannten Spekulant und glücklichen Teilnehmer an
allen Konsortien, auszuforschen. In der Rue Vivienne aber
kam von dem mit bläulichen Wolken überzogenen Himmel ein
derartiger, mit Hagel untermischter Regenschauer herunter-
geplakt, daß Saccard sich unter einen Thorweg flüchten mußte.

Etwas eine Minute stand er da und schaute in den Platz-
regen hinein, als ein helles Klängen von Goldstücken das
Rauschen des Wassers dermaßen übertönte, daß er aufhorchend
das Ohr spitzte. Es schien aus dem Schoß der Erde hervor-
zudringen, eine anhaltende gedämpfte Musik, wie in einem
Märchen aus „Tausend und einer Nacht“. Er schaute um sich
und erkannte, daß er sich unter dem Thor des Hauses Kolb
befand. Kolb war ein Bankier, der sich hauptsächlich mit Gold-
arbitrage abgab und das gemünzte Gold in den Staaten auf-
kaufte, wo der Kurs niedrig war, um es einzuschmelzen und
die Goldbarren anderweitig zu veräußern, in den Ländern, wo
der Goldkurs höher stand. Vom Morgen bis zum Abend Klang
an den Schmelztagen aus dem Kellergeschoß dieses kristallhellen
Klirren der Goldstücke heraus, die schaufelweise aus Kisten
geschöpft und in den Schmelztiegel geworfen wurden. Den
Vorübergehenden klingen die Ohren jahraus jahrein davon.
Wohlgefällig lächelte Saccard bei dieser Musik, welche gleichsam
die unterirdische Stimme dieses Börseviertels war. Hierin
erblickte er eine glückliche Vorbedeutung.

Der Regen hatte mittlerweile aufgehört. Er schritt über
den Börseplatz und befand sich sogleich bei Mazaud. Aus-
nahmsweise hatte dieser junge Wechselmakler seine Privat-
wohnung im gleichen Hause, dessen ganzen zweiten Stock die
Geschäftsräume einnahmen. Er hatte einfach die Bel-Etage
seines Oheims übernommen, als er beim Tode desselben mit
den Miterben sich verständigt und das Amt käuflich er-
worben hatte.

Es schlug zehn Uhr, als Saccard geradewegs zu den
Geschäftsräumen hinauffstieg. Vor der Thür traf er Gustave
Sédille.

„Ist Herr Mazaud hier?“ fragte er.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ich komme soeben erst.“

Der junge Mann lächelte; er kam immer zu spät und
nahm seine unbezahlte Stelle leicht. Er hatte sich darein
gefügt, ein oder zwei Jahre als Volontär hier zu verbringen,
aber nur seinem Vater zu lieb, dem Seidenfabrikanten der
Rue des Fesneurs.

Saccard durchschritt das Kassenzimmer, begrüßt vom Bar-
kassierer und vom Effektkassierer am andren Schalter, traf
hierauf in das Zimmer der beiden Profuristen, traf aber nur
Berthier an, denjenigen, welchem der persönliche Verkehr
mit den Kunden oblag und der den Prinzipal zur Börse be-
gleiten mußte.

„Ist Herr Mazaud hier?“ —

„Ich denke wohl, ich komme soeben aus seinem Arbeits-
zimmer . . . Ach nein, er ist nicht mehr da . . . Dann ist er
wohl in der Abteilung für Kassagegeschäfte.“

Er stieß die Thür zum Nebenzimmer auf und hielt in
dem ziemlich weiten Raum, in welchem fünf Gehilfen unter
der Aufsicht eines Abteilungs Vorstandes arbeiteten, nach allen
Seiten Umschau.

„Nein! Das ist merkwürdig . . . Sehen Sie doch selbst
nebenan in der Abrechnungsstelle für Zeitgeschäfte nach.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die dörfliche Fabrikation bei den Wilden.

Die Berichte von Missionaren und Reisenden über die Zustände
und das Leben wilder Völker wissen häufig absonderliche Dinge zu
erzählen, die, zunächst als Ausfluß völliger Regellosigkeit angesehen,
sich der späteren Forschung stets als der Ausdruck einer tiefen Ge-
setzmäßigkeit erweisen haben. Vielen Einrichtungen mancher Natur-
völker stehen wir freilich heute noch als Thatsachen gegenüber, für
die uns die volle und innere Erklärung fehlt. Bis zu einem gewissen
Grade gilt das selbst für eine der interessantesten Erscheinungen
im Wirtschaftsleben zahlreicher Völker, die dörfliche Fabrikation,
die insbesondere in Centralafrika ihre typische Ausbildung gefunden zu
haben scheint.

Die höher stehenden unter den dortigen Völkern kennen nicht
bloß Jagd und Fischerei, sind nicht nur zur Zähmung einzelner
Nutztiere wie Huhn, Pige und Schwein fortgeschritten, sondern haben
auch den mit der Haide betriebenen Ackerbau bis zu einer bestimmten
Fruchtfolge entwickelt. Die Grundlage der Pflanzenproduktion bilden
naturgemäß in Centralafrika die tropischen Knollengewächse: Maniok,
Yam, Taro, Bataten, Erdnuß, sodann Bananen, verschiedene Kürbis-
arten, Bohnen, Reis, Durra und Mais. Am Kongoboden werden
nur z. B. neugerodete Acker zuerst mit Bohnen besät, diesen folgt
die Kolbenhirse, zwischen die man später die Stecklinge des Maniok
pflanzt, der erst in zwei Jahren Früchte erzieht. Das Land pflügt
so lange bebaut zu werden, bis die Wurzeln des Maniok zu ver-
holzen beginnen; dann schreitet man zu neuen Rodungen. In andern
Stellen kennt man eine ähnliche Folge von Frächten. Daneben ver-
stehen die entwickelteren unter diesen Stämmen, mehr oder minder
dauerhafte Hütten zu bauen, allerlei Stoffe zu flechten und zu weben,
Geräte und Waffen zu schnitzen, Geschirre am Feuer zu brennen u. a.
Sind ihre Werkzeuge auch bloße Naturgegenstände wie Steine,
Knochen, geschärfte und gefantete Hölzer, so daß von eigentlichem
Handwerkzeug bei ihnen nicht die Rede sein kann, so verstehen sie
trotz dieser armseligen Hilfsmittel Produkte von einer Güte und
Kunstfertigkeit zu erzeugen, die unser höchstes Erstaunen hervor-
rufen müssen. Sie erreichen dies dadurch, „daß sie im Anschluß
an die örtliche Verbreitung der Rohstoffe bestimmte Techniken in der
einseitigsten und zugleich umfassendsten Weise in Anwendung
bringen“. So wissen die centralafrikanischen Tropenländer, um nur
ein Beispiel anzuführen, aus dem Bast- und Fasermaterial, den
Gräsern und Wipfen der Urwälder die allerderschiedenartigsten Gegen-
stände herzustellen, von Rinden-Kleiderstoffen und Matten an-
gefangen, bis herab zu wasserdichten Körben, Schüsseln und Flaschen.

Gewerbliche Berufsarbeiter in unserem Sinne giebt es dabei,
soweit sich dies bis heute beurteilen läßt, bei ihnen wohl nicht. Die
einzelnen Familien produzieren vielmehr ihre Nahrungsmittel und
Gebrauchsgegenstände selber, und zwar scheint hier ein vollständiger
Individualismus an den Produktionsmitteln zu herrschen. Jedes
Geschlecht hat wenigstens einen Teil der Nahrungsgewinnung für
sich; die Frau gewöhnlich alles, was mit den Pflanzenstoffen, der
Mann alles, was mit den tierischen Nahrungsmitteln zusammen-
hängt. Daneben besteht dann eine gewerbliche Thätigkeit, die man
schlechthin als die bevorzugte des ganzen Stammes bezeichnen kann,
die jedes Mitglied der betreffenden Völkerschaft kennt und übt. Diese
Thätigkeit schließt sich eng an die örtliche Verteilung der Natur-

gaben an. Wo sich guter Töpferthon im Stammgebiet findet, zeigen seine Bewohner eine hervorragende Geschicklichkeit in der Töpferei; wo Eisenerz zu Tage liegt, blüht die Schmiedekunst, an anderen Orten der Mahnbau, die Bereitung von Salz, Palmwein, Leder oder Fellkleidern, Matten, Körben, Geweben u. s. f. So wird von der Loango Küste über eine ganze Anzahl solcher Produktionsgebiete berichtet. Loango selbst zeichnet sich durch seine Matten und Einfaßkörbe aus, „und die Elefantenzähne werden besonders in Chilungo geschmitten. Die sogenannten Masufamühen mit erhabenen Mustern kommen vorzugsweise aus dem Grenzlande Katongo und Mayumbes. In Batunia werden geschätzte Töpferwaren verfertigt, in Basange treffliche Schwerter, in Basundi besonders schön die verzieren Kupferringe, geschlitzte Holz- und Tafelschnitzereien am Zaire, verzierte Zeuge und vielmusterige Matten in Loango, seine Mattenkleider in Mayumba, gewirkte Mützen in Katongo, wo man auch Thonkrüge brennt, Graszeuge bei den Wahafa und Mantje.“

Die gewerbliche Technik ist also stamm- oder auch dorfsweise verteilt, und so kommt es, daß einzelne Distrikte förmlichen Industriebezirken gleichen mögen. Die einzelnen Dörfer leben, wie ein belgischer Beobachter sich ausdrückt, auf Gegenseitigkeit und ergänzen einander. Dies letztere geschieht durch den Tauschverkehr. In ganz Centralafrika zieht sich z. B. von den portugiesischen Besitzungen im Westen bis zu den deutschen im Osten eine förmliche Kette von Markorten, deren einer vom andern stets je 4—6 Tage entfernt ist. Hier treffen sich die Eingeborenen der umwohnenden Stämme, und schon früh muß sich selbst für diese rohen Völker der Marktfrieden ausgebildet haben. Denn der Markt ist durchaus neutrales Gebiet, wo alle Feindschaft ruhen muß. Geld im modernen Sinne giebt es hier natürlich nicht. Geld ist vielmehr für jeden Stamm diejenige Ware, die er nicht selbst erzeugt, wohl aber regelmäßig von anderen Stämmen eintauscht. Die Geldform heftet sich hier, um mit Marx zu reden, an die wichtigsten Eintauschartikel aus der Fremde, die naturwüchsige Erscheinungsformen des Tauschwertes der einheimischen Produkte sind. Das erklärt, warum in jenen Gegenden die örtliche Geldform von Stamm zu Stamm, ja häufig sogar von Dorf zu Dorf wechselt, so daß eine Sorte Zeug oder Muscheln, für die man heute alles ersehen kann, morgen jede Kaufkraft verloren hat. So berichtet der Reisende Cecchi über Ostafrika: „Je nach dem größeren oder geringeren Werte der Salztafel auf den Märkten dieses Teiles von Ostafrika könnte man ungefähr die Entfernung von dem Orte berechnen, woher dieses Geld kommt, sowie auch die größere oder geringere Gangbarkeit der Bege beurteilen, auf welchen sie von den Karawanen transportiert wird. So erhält man an dem Orte ihres Ursprungs bei den Taltal nach den Angaben einiger Reisenden für einen Thaler mehrere Hundert Salztafeln. In Urorailu, dem nördlichen Markt Schoas, der von dem Lande der Taltal etwa 200 Meilen entfernt liegt, schwankt ihr Wert zwischen 15 und 20 für den Thaler. In Autober, 80 Meilen von Urorailu, geht der Wert zurück auf 9 und 9/10, und in Gera, 230 Meilen über Autober hinaus, erhält man nach den Umständen nur 6, 5, 4 oder 3 Salztafeln auf den Thaler.“ Desgleichen findet hierin die bekannte Erscheinung ihre Erklärung, daß vor allem Erzeugnisse der europäischen Fabrikation wie Klinten, Pulver, Messer u. a., die für den Menschen im Zustande der Barbarei die höchsten Gebrauchswerte besitzen, vielfach an Stelle von Geld genommen werden und häufig Umlaufgebiete von erstaunlicher Ausdehnung besitzen. Zu einer einheitlichen Geldart bringen es freilich diese Völker selbst unter dem Einfluß des europäischen Handels nicht. In den meisten Fällen bleiben mehrere Sorten Geld neben einander bestehen, die nach einem festgesetzten Zahlenverhältnis gegen einander verrechnet zu werden pflegen.

Die dörfliche Fabrikation, wie sie uns typisch in Centralafrika entgegen tritt, ist in gleicher Weise bei Stämmen auf den Inseln des Stillen Ozeans beobachtet worden und auch bei den Völkerstämmen des tropischen Südamerica anzutreffen, ein Beweis, wie die wirtschaftlichen Gesetze allenthalben in derselben Weise wirken, und unter sonst gleichen Bedingungen zu gleichen Erscheinungen führen. —
H. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

— Der Hosiienpilz. Zu den religiösen Wundern des Mittelalters gehören die „blutenden“ Hosiien. Die Forschungen von Ehrenberg aber haben bereits erwiesen, daß es sich hierbei gar nicht um Blut oder Wunder handelt, sondern um Bakterien, die sich überaus rasch vermehren und einen stark roten Farbstoff ausschütten. Diese Bakterie führt den wissenschaftlichen Namen Bacillus prodigiosus und gedeiht vorzugsweise auf gefochten Rüben, Kartoffeln, Wehlspießen usw. Professor Migula bemerkt in seinem eben erschienenen allgemein verständlich gehaltenen Buche „Die Bakterien“ (Leipzig, Verlag von J. J. Weber), daß der Hosiienpilz auf organischen Substanzen gedeiht und in kurzer Zeit große, blutrote Flecken von schleimiger Beschaffenheit und höchst widerlichem Geruch erzeugt. Nach dem Absterben des Pilzes trocknen natürlich die Flecken ein, aber die Farbe bleibt. Auf den Hosiien, jagt Professor Migula, die in feuchten, dumpfen Kirchen die besten Bedingungen für sein Gedeihen boten, zeigte sich der Pilz zuweilen, und man glaubte dann natürlich, daß es das Blut Christi sei, welches sich dort zeigte, um irgend ein Verbrechen anzuzeigen oder eine Warnung zu geben. Wer heute mit einer neuen blutenden Hostie herauskäme, würde sich verdientermaßen dem allgemeinen Gelächter aussetzen.

Der Pilz macht sich dagegen bisweilen in Wärdereien unangenehm bemerkbar, indem er das Brot mit dunkelroten Stellen überzieht und ungenießbar macht. Nach Professor Migula ist es wahrscheinlich auch dieser Pilz, der gelegentlich von Schwindlern benutzt wurde, um die Wunden Christi an ihrem Körper hervorzubringen. Wenigstens ist Professor Migula in den Besitz eines Leintwandlappens gekommen, mit dem eine derartige Wunde abgewischt worden war, und er konnte an den roten, schon etwas verblähten Stellen fast eine Reinkultur eines Bacteriums erkennen, das mit dem Hosiienpilz große Ähnlichkeit hat. Das Blutschwigen ist nach demselben Forscher auch auf die Thätigkeit der Mikroorganismen zurückzuführen, doch ist hier wahrscheinlich ein andres Bacterium thätig, das sich besonders gern in den Achselhöhlen ansiedelt. —

(„Stölnische Zeitung“.)

— Die Insel Sein, deren Bewohner sich während der letzten Stürme in bedrängter Lage befanden, ist eines der merkwürdigsten Eilande der bretonischen Küste. Sie liegt 10 Kilometer westlich von dem Point du Raz und hieß ehemals Sena. Dort befand sich, wie man der „Straßburger Post“ schreibt, nach Pomponius Mela (um 50 n. Chr.) ein berühmtes Orakel, in dessen Dienst neun Priesterinnen (Garrigennes) der keltischen Göttin Koridwen standen. Wie die Vestalinnen einer ewigen Jungfräulichkeit geweiht, unterhielten sie gleich diesen das heilige Feuer. Die vorüberfahrenden Schiffer konnten sie sehen, wie sie mit einer legelartigen Mütze aus weißer Seide behelmt, von der ein langer violetter Schleier herabwachte, in ein schleppendes schwarzes Gewand gekleidet, das ein von glattem Erz durchwirkter Gürtel umschloß, die nackten Arme aus flatternden Aermeln hervorragend, mit dem Eisenkraut, der Pflanze der Inspiration und der Weissagung bekränzt, auf der Felsenrippe bei blutigem Schein der Fackeln ihre zauberhaften, furchtbaren Miten feierten und nach den vier Himmelsgegenden ihre geheimnisvollen Orakel verkündeten. In der bretonischen Sage wurde aus der keltischen Göttin die Fee Korrigan. Später wurde die Insel das Asyl gallischer Philosophen und dann ein Nest von Strandräubern, welche wegen ihrer Wildheit die démons de la mer genannt wurden. Vor der Revolution zündeten die Bewohner in der Nacht Feuer an, um die Seefahrer zu täuschen und nach den Klippen zu locken. Manchmal steckte man eine Laterne an die Stirn eines Stiers; ein Strick, der um die Hörner geschlungen war, wurde um eines der Vorderbeine befestigt, so daß bei jedem Schritt des Tieres das Haupt sich senkte und wieder hob; die Laterne wurde infolge dieser Bewegung von weitem für das Leuchtfeuer eines von der Flut bewegten Fahrzeugs angesehen und lenkte die über die Richtung ungewissen Schiffer nach den verderblichen Klippen. Die Zivilisation hat dieser barbarischen Sitte zwar ein Ende gemacht, aber ohne bei den Strandbewohnern den Gedanken auszurotten, daß das Strandgut ihr rechtmäßiges Eigentum sei. Der Bauer von Cormailles sagt in seiner bildreichen Sprache: „Das Meer ist wie eine Kuh, die für uns kalbt; was es am Ufer niederlegt, gehört uns. Nur mit dem Säbel und der Muskete kann man die Plünderung verhindern.“ Diese Schilderung, die Souvestre in seinen „Derniers Bretons“ 1896 entwarf, trifft jetzt nicht mehr zu. In einer Reisebeschreibung der Bretagne vom Jahre 1892 heißt es ausdrücklich: „Heutigen Tages zeichnen sich die Bewohner dieser Insel durch fähige Rettungen von Schiffbrüchigen aus; die Zahl ihrer Vergungen ist ungemein groß. Die Insel trägt weder Bäume noch bebautes Land; nur einige Gruppen von Häusern, eine Kirche und ein hoher Leuchtturm stehen dort.“ Mehrere Meilen weit ins Meer erstreckt sich eine Reihe niedriger Klippen, um welche die Strömungen wirbeln. Am Ende dieser Gratlinie, die durch so manchen Unglücksfall berüchtigt ist, steigt der Leuchtturm „Ar-men“ aus dem Nebel empor; zu seiner Errichtung inmitten der Gezeiten und Stürme brauchte man vierzehn Jahre. —

Musik.

Was wir neulich von der Vorkerrschaft der Einzelsigne und hiermit des Solisten in der Oper gesagt, das gilt in noch höherem Maße — natürlich mit entsprechend verändertem Sinn — für unser Konzertleben. Anderswo ist es beinahe zum Sport geworden, an der Bedeutung des Persönlichen und Individuellen zu zweifeln und in den Massen, im Milieu, in sozialen Gesetzen usw. das Eins und Alles des menschlichen Lebens zu sehen. In der Musik, gerade der sozialsten Kunst, spielt und singt und singt am liebsten der Einzelne für sich darauf los, und das Publikum fragt nach dem Einzelnen, und der Konzertsaal ist für den Einzelnen da — auch der Konzertsaal der neuen Igl. Hochschule für Musik in der Hardenbergstraße. Als dem lahmsten aller Konservatorien, die es weit und breit giebt, ein Extrabau gebaut wurde, da hätte man fürwahr den rastlosen Bemühungen Paul Marjors, des Verfechters einer Reform der Konzertsäle, entgegenkommen können. Nun ist es wieder ein Saal wie andre geworden. Daß er gut akustisch wird, das glauben wir seiner Gestalt und seinen maß ruhigen rauchen gern; daß der Architekt seine Sache anständig und in den räumartigen Balkonnischen sogar originell gemacht hat, sieht man leicht. In übrigen die entsetzliche kalte Eleganz, unten rotbräunlich und oben weiß; und da vorne das Podium mit Regal wie anderswo. Verli Gespielt aber hat an dem Abend, den wir zum Besuch eines dortigen Konzertes auswählten, Kaver Scharwenka, unter Mitwirkung zweier tüchtiger Kräfte vom Gesang und vom Cello. Längst ist Herr Scharwenka, nicht nur als Namensheld zweier Konservatorien (in Berlin und in New York), sondern auch als

Komponist, besonders von Werken für Klavier sowie für Kombinationen von Klavier und andern, und nicht zuletzt als Klavierspieler gut bekannt. Er ist einer der gereiftesten Künstler, doch seiner der geriffensten. Was er schreibt und spielt, ist solid; und nicht nur das, sondern auch gefällig; und nicht nur das, sondern auch — was nicht allzuhäufig vorkommt — eigenartig im Rhythmus. Berlin kennt ihn seit mehr als 30 Jahren. Seit ich vor etwa 25 Jahren ihn und eine Variationen-Komposition von ihm anderswo zuerst gehört, hat er, ein Klavierschüler Theodor Kullaks, sich nicht zum modernen Klavierbauer und Tastenbauer entwickelt, sondern sich ausgereift als der solide, gefällige rhythmische und — sagen wir: bescheidene Künstler, der keine neuen Lichter anzündet, aber die alten Lichter in gutem Brand erhält. Das ist ein Solist, Duettist, Trioist usw., den man immer wieder mit Vergnügen hört.

Als ein Solist in viel speciellerem Sinne trat in unser Konzertleben am neulichen Sonnabend (im Bechstein-Saal) ein junger Geiger, Max Donner, ein. Er kann dereinst noch neue Lichter anzünden, wenn er sich nicht auf einsamen Solistennwegen verirrt. Vorläufig versteht er es, alte Lichter nicht nur in gutem Brande zu erhalten, sondern sie auch sehr hell und lebhaft aufzuladern zu machen. Wir kannten ihn bereits vor seinem Konzert und sind darüber erfreut, da das Konzert selber, zumal in seinem von uns allein angehörtten ersten Teil, von seinem Können nicht vollauf Kunde gab. Herr Donner ist eine Spielmannsnatur von einer so ursprünglichen Spielfreude, daß er am liebsten die ganze Welt, Sonne und Sterne angehen möchte und die Krotodile auch noch dazu, allegro, dolce, presto, wer weiß, wie das geschah; und am allermeisten presto dann, wenn die Noten recht dicht aufeinander stehen. Er ist der Solist, der technisch treffliche und nicht künstlerische, aber doch der Solist; er ist ein Künstler von lebhaftem Temperament, der die Musik in seinen und seiner Geige Dienst — nicht sich und seine Geige in den Dienst der Musik stellt. Sein Programm bestand ausschließlich aus richtigen Konzertsünden engeren Sinnes; kein Stück, das eine Meisterschaft der Unterordnung und des Zusammenwirkens gezeigt hätte. Es würde uns betrüben, wenn ein Können wie das Donners auf diesen Wegen bliebe, die längst schon als eine sekundäre Kunst erkannt sind.

Mit Unrecht war der Künstler im ersten Teil des Konzertes (der zweite soll ihm günstiger gewesen sein) etwas besangen. Dadurch kam seine stärkste Seite, das überquellende Temperament, nicht genug heraus, und dadurch wurde eine schwächere Seite von ihm merklicher: der Mangel an einer scharfen, überzeugenden Konstruierung und Gliederung. Nach dieser Seite kann ihm sein Klavierwartner, Kapellmeister Robert Erben, ein Vorbild sein. Welch feltener Fall, daß das Klavier schärfer und sprechender zeichnet als die Geige! Nun kam eine eigne „Phantasie“ von Donner (B-dur, op. 13), ein echtes, aber nicht ohne künstlerischen Charakter gemachtes Solostück, ganz dazu angethan, den Spieler in seinem Glanze zu zeigen. Nur schade, daß ein so bedeutender Künstler wie Herr Erben, vielleicht gerade weil er über dem hier geschilderten Niveau steht, dem Eigengewert jener Phantasie nicht ganz gerecht wurde: sie bedarf weniger eines korrekten, vornehmen, würdigen und mehr eines sozusagen tollten Spieles; und da kam denn auch Herr Donner selber nicht recht ins Zeug hinein. Ueber aller Kritik aber sieht der weiche, milde Ton, dessen Besitz dem Künstler sofort anzumerken war, und dem eben auch eine famose Spielweise zu Grunde liegt. Es scheint uns überhaupt, daß man jemand sein Eigenstes auch bei der schlimmsten Situation immer noch anmerkt, und aus ihm das, was nicht zu seinem Eigensten gehört, auch bei der günstigsten Situation nicht herausbelohnt. Herr Donner würde wohl auch am Galgen weich und mild und mit weltvergessener Spielfreude seine Geister und die Korona angehen und noch einmal angehen; ob er jedoch, wenn er auf goldenem Throne säße, über sein hier geschildertes Niveau hinauskäme — ich weiß es nicht, aber ich wünsche diesem braven Jungen eine derartige Entwicklung.

Wir verweilen bei einem solchen Beispiele auch deshalb länger, weil wir mit dem nicht leicht zu behandelnden Gedanken von der Musik als sozialer Kunst gut verstanden sein möchten. Was ist hier nicht noch alles zu thun, gegen das die Unterschiede zwischen einer Romanze für die Geige von A und einer Phantasie für das Klavier von B, die Unterschiede zwischen dem Solisten von gestern und der Solistin von heute verschwinden! In Zusammenstellungen von Streichern oder Bläsern oder von beiderlei, mit oder ohne ein Tasteninstrument; in der „Formensprache“ dieser Kammermusik; in der Formensprache auch der Sinfonie; in der Erweiterung unserer Instrumentenarten, namentlich der Streicher; in der Verwendung von Frauenstimmen zu Ensembles; in der Stoff-erweiterung der Chorwerke; in der schon erwähnten Konzertreform; endlich in einer vernünftigen Popularisierung der Tonkunst u. dgl. m.: in all dem ist noch so vieles und so viel zu thun, daß uns die Freuden und Leiden auch der besten Solohelden dagegen verschwinden und wir keinem Jünger der Tonkunst, der Großes anstrebt, raten können, sein Leben den Violinballaden, und wie dieses einander so innig gleichstehende Zeug alles heißt, zu widmen. — sz.

Technisches.

10. Die höchste Eisenbahn der Erde ist gegenwärtig die Strecke der peruanischen Centralbahn (Ferrocarril Central del Peru). Auf dieser Eisenbahn kann man in acht Stunden aus einem

tropischen Klima (12 Grad südlich vom Aequator) in den Bereich des ewigen Schnees gelangen. Außerdem dürfte die Linie wegen der bei ihrem Bau und Betrieb überwundenen Schwierigkeiten ohne-gleichen sein. Die Länge der Bahn beträgt von Callao bis Droga 222 Kilometer, die Kosten haben 180 Millionen Mark betragen, also etwas über 800 000 M. für jedes Kilometer. Von der Station Chosica (53 Kilometer von der Hauptstadt Lima) hat die Bahn eine ständige Steigung von 1:25 bis zum Scheitel, der im Tunnel von Calera in einer Meereshöhe von 4780 Meter liegt, also der Spitze des Mont Blanc nur wenig nachgiebt. Der genannte Tunnel ist 2400 Meter lang. Die Eisenbahn geht am Rande von Abgründen entlang, die Tausende von Fuß in die Tiefe stürzen und zuweilen erscheint die Kunst des Ingenieurs, der hier einen Schienenweg zu bauen wagte, fast unbegreiflich. In manchen Stellen mußten die Arbeiter während der Thätigkeit an Seilen aufgehängt werden. An einer andern Stelle wurde der Bau nur dadurch möglich, daß man den Lauf eines Flusses durch einen Tunnel ablenkte und dann das trockengelegte Bett benutzte. Die Lokomotiven der Bahnsprede werden mit Petroleum geheizt. Es sei noch daran erinnert, daß die höchste Bergbahn in Europa bis zur Fertigstellung der Jungfraubahn diejenige auf dem Corner Grat ist, die aber nur 3019 Meter er-klimmt. —

Humoristisches.

— Die ideale Forderung. Bahrischer Pfarrer: „Glauben kann a bahrischer Minister was er mog, aber — katholisch muß er sein!“ —
 — Bruderliebe. Der fünfjährige Harry und sein dreijähriger Bruder Charlie sitzen bei Tisch. Zum Dessert giebt es nur eine Apfelsine. Da bricht Harry plötzlich in ein furchtbares Geheul aus, auf das hin die Mutter erschreckt herbeieilt. „Warum weinst Du denn, mein Liebling?“ fragt sie besorgt. „Weil für den armen Charlie gar keine Apfelsine da ist,“ schluchzt Harry. — („Jugend.“)

Notizen.

— Eine Vorlesung russischer Dichtungen wird am 23. März Frau Tony Kwast-Hiller im Theateraal der Hochschule für Musik veranstalten. —
 — Adolf Wilbrandts Tragödie „Limandra“ geht am 21. März (statt am 18.), mit Agnes Sorma in der Titelfolle, erstmalig im Berliner Theater in Scene. —
 — „Der Narr“, ein vieraktiges Schauspiel von Adalbert v. Hanstein, erlebt noch in dieser Saison im Berliner Theater die Erstaufführung. —
 — Die Stipendien der Michael Beer-Stiftung (je 2250 M.) sind dem Bildhauer Rudolf Marcuse-Charlottenburg und dem Maler Arthur Johnson-Charlottenburg zu-erkannt worden. —
 — Der bayerische Kunstgewerbe-Verein hat in einer außer-ordentlichen Generalversammlung die Veranstaltung einer Kunst-gewerbe-Ausstellung in München im Jahre 1904 ab-gelehnt. —
 — Die Spezialisierung im ärztlichen Beruf wird gewöhnlich als eine ganz moderne Erscheinung angesehen. Das trifft nicht zu. Von den alten Ägyptern erzählt Herodot folgendes: Die Heilkunde ist bei ihnen also verteilt: Jeder Arzt ist nur für eine bestimmte Krankheit und nicht für mehrere, und es ist alles voll von Ärzten. Denn da giebt es Ärzte für die Augen, Ärzte für den Kopf, Ärzte für die Zähne, Ärzte für den Magen und Ärzte für andre innere Krankheiten. —
 — Mitte Mai dieses Jahres wird Dr. Jean Charcot auf einer aus Gushitahl erbauten, auf eigne Kosten ausgerüsteten und bemannten Yacht eine Nordpol-Expedition antreten. Besondere Aufmerksamkeit wird auf die Ausrüstung des Labora-toriums an Bord verwandt werden. Der wissenschaftliche Stab wird aus einem Zoologen, einem erfahrenen Oceanographen, einem Bakteriologen, einem Geologen und einem Botaniker bestehen. Proviant wird für 18 Monate mitgenommen, obgleich die Dauer der Expedition auf höchstens 6 Monate be-rechnet ist. Das Ziel der Expedition, welche von der französischen Académie des Sciences unterstützt wird, ist Island, Spitzbergen und Nowaja Semlja. Eine der Hauptaufgaben ist das Studium der Lebensgewohnheiten des Kabelejan. In der Nähe von Spitz-bergen wird die Expedition eine Zeitlang Beobachtungen an den großen oceanischen Strömungen anstellen, die in erster Linie be-stimmend auf die klimatischen Verhältnisse von Nordwesteuropa ein-wirken. Ferner soll versucht werden, das Kartenbild von Nowaja Semlja genauer festzulegen, als es bisher geschehen ist. Endlich sollen auch astronomische und meteorologische Beobachtungen an-gestellt werden. —
 — Die Milchergiebigkeit der verschiedenen Rassen. Man nimmt an, daß die Simmenthaler Kuh jährlich 2500 Liter, Freiburger 2000, Binzgauer 2400, Schwyzer 2700, Algäuer 2500, Holländer 3500, Ostfriesische 3200, Oldenburger 3200, Wilttermarsch 4000, Breitenburger 3000, Angeler 3000 und die Vogelsberger Kuh 2000 Liter Milch giebt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. März.